

Mit Blinden durch Lima

Betrachtung eines Monsters von innen

Von Alexander Baur (Text) und Alexander Kornhuber (Bilder)

In einer schäbigen Raststätte bei Rio Seco sah Miguel Angel Rosado letztmals, wie eine Sopa Criolla dampft. Es war drei Uhr in der Früh, und der Chauffeur mahnte zur Eile. Der Reisebus sollte vor dem Morgenverkehr in Lima eintreffen. Während der Bus durch die Wüste auf Perus Hauptstadt zubrauste, träumte Miguel Angel von seinem künftigen Leben in Bolivien, wo der Fünfzigjährige eine neue Liebe entdeckt hatte. In Lima würde er nur noch seine Siebensachen packen. Und dann ab in die Anden. In wenigen Tagen würde er den Lärm, den Gestank, den Nebel, den Schmutz der Stadt für immer hinter sich lassen.

Doch es kam anders. «Lima ist ein Monster, ein heimtückisches Monster», philosophiert Miguel Angel nach der dritten Flasche Bier. «wenn diese Stadt dich einmal in den Klauen hat, lässt sie dich nie wieder los.» Irgendwo in der Wüste raste der rotblaue Bus gegen einen Sattelschlepper, der ohne Rückstrahler unterwegs war, und überschlug sich mehrmals eine Geröllhalde hinunter. Als Miguel Angel wieder zu sich kam, waren seine Schuhe weg. Wahrscheinlich Plünderer, die ihn für tot gehalten hatten. Ungleich schlimmer war, dass Miguel Angel die Welt nur noch in verschwommenen Konturen wahrnahm.

9659 Omnibusse, 6749 Kleinbusse und 22 709 Kollektivtaxi wurden in Peru gemäss Polizeiangaben 1997 in schwerere Verkehrsunfälle verwickelt. 3216 Menschen fanden dabei den Tod, 27 532 wurden verletzt, davon 2088 Passagiere, die von einem fahrenden Vehikel fielen. Seit 1991 hat sich die Zahl der registrierten Verkehrsunfälle praktisch verdoppelt – allerdings auch die Zahl der Fahrzeuge.

Wegen des kalten Humboldt-Stroms liegt die Stadt während rund der Hälfte des Jahres unter einer dicken Nebeldecke, die sich mit dem Smog zu einer grauen Suppe vermengt.

Erste Augenoperation im August 1993 für 2500 Dollar, die nächste einen Monat später, wieder 2500 Dollar, die fünfte Operation erfolgte am Ostern 1994. Miguel Angel kam abgemagert und mit zerstochnen Armen aus dem Spital. «Vampire» – so heissen im Volksmund die Bluthändler, die in den Spitälern Limas herumlungern – hatten den wehrlosen Blinden im Krankenbett vermutlich als «Blutbank» entdeckt. Not macht nicht nur erfinderisch, sie macht auch skrupellos. Doch selbst das war noch nicht das Schlimmste. Die letzte Operation hatte Miguel Angel nämlich nicht nur seine allerletzten Ersparnisse, sondern auch sein allerletztes Augenlicht gekostet. «Seither», sagt Miguel Angel, den wir fortan wie seine Freunde Miguelito nennen dürfen, nach der vierten Flasche Bier, «seither sitze ich hier fest und sehe nur noch eine pech-schwarze, leere Wandtafel vor mir.»

Vier endlose Jahre lang vegetierte Miguel Angel vor sich hin, eingeschlossen in ein karges Zimmer an der Avenida Túpac Amaru, wo es statt Hausnummern bloss Kilometerzahlen gibt. Miguelito wohnt beim Kilometer 13,5 der rund 25 Kilometer langen Strasse, die quer durch den Armutsgürtel führt, der Perus Hauptstadt umgibt. Vier Jahre lang wagte er sich nicht ins Chaos von Lima, war ganz von der Gnade seiner Frau Gemahlin abhängig, die ihm ein Zimmer überliess, obwohl sie ihm seine Eskapaden nie verziehen hatte. Schweigend reichte sie ihm jeweils das Essen durch die Tür. Miguelito verlor das Zeitgefühl, konnte den Tag nicht mehr von der Nacht unterscheiden. Selbst der Gang in den Hühnerstall, der in seinen besten Zeiten ein halbes Dutzend Kampfhähne beherbergte hatte, war eine Tortur. Das ging so bis Anfang 1998. Da wagte sich Miguel Angel an ein Hochzeitsfest, tanzte und soff bis in die frühen Morgenstunden und beschloss, die Trauer zu beenden und wieder zu leben.

Lima wurde am 18. Januar 1535 vom ehemaligen Schweinezüchter Francisco Pizarro gegründet, nachdem dieser im Namen der spanischen Krone das Reich der Inkas unterworfen hatte. Viel hat Pizarro von seinem Werk indes nicht gesehen, wurde er doch 1538 von Anhängern seines ehemaligen Waffenbruders Almagro erschossen, den er zuvor hatte köpfen lassen. In Lima richteten sich die spanischen Vizekönige ein, und die alte Inka-Kapitale Cuzco verlor zunehmend an Bedeutung. Vor der Ankunft der Spanier hatten 5,2 Millionen Indios im heutigen Peru gelebt, zwanzig Jahre später waren es noch 1,9 Millionen. Heute gibt es rund 25 Millionen Peruaner, gut 7 Millionen von ihnen leben im Grossraum Lima.

Silvia Vicencio war acht Jahre alt und stand kurz vor der ersten Kommunion, als die «Gringos» kamen. Das blinde Mädchen lebte damals in einer Klosterschule bei Arequipa im Süden Perus. Zuerst kamen die «Gringos», um sie zu fotografieren. Drei Monate später folgten dann ihre neuen Eltern, die sie adoptieren und in die USA mitnehmen sollten. Mit dabei war auch ein junger Bursche, ihr neuer Bruder, der die Kleine gleich in die Arme schloss. Die «Gringos» verwöhnten sie, der Vater spielte «Karusell» mit ihr, und Silvia fühlte sich im siebten Himmel. Gemeinsam unternahmen sie eine Tagesreise in die Wüste, um die Jungfrau von Chapi zu besuchen, der grosse Wunderkräfte zugeschrieben werden. «Ich habe das Kleid der Jungfrau berührt», erinnert sich Silvia, «es war fein bestickt – ich stellte mir vor, die Jungfrau müsse unendlich gross und mächtig sein.»

Aus der Adoption wurde dann doch nichts. Silvias Mutter sträubte sich im letzten Moment, als schon alle Papiere vorlagen. Das war 1987. Silvia hörte damals zum erstenmal die Stimme ihrer Mutter. Sie werde sie zu sich nehmen, versprach die Mutter am Telefon. Auch daraus wurde vorläufig nichts. Doch immerhin kam Silvia nach Lima in ein Nonnenkloster, das mitten in der Parada liegt. Die Parada ist ein bekanntes Ghetto, das von Drogenhändlern, Räufern und Gangstern beherrscht wird. Das Kloster stand unter dem Patronat der Mutter Teresa von Kalkutta und beherbergt ein Heim für schwer hirngeschädigte Kinder, das «Haus des Friedens». Bei den Behinderten fand Silvia ein vorläufiges Zuhause. «Eigentlich hatte ich eine glückliche Jugend», sagt sie, «ich

war ihr Lieblingskind – bis zu meinem zwölften Lebensjahr durfte ich in einer Wiege schlafen. – Das «Haus des Friedens» liegt in der Gegend der Avenida Gamarra. Vom Mobiltelefon bis zur Klosettschüssel werden hier alle möglichen Fehlerwaren feilgeboten. Eine halbe Stunde lässt uns die Mutter Oberin warten auf der Strasse, die von einer zentimeterdicken, grauen Dreckschicht bedeckt ist. Den Wänden entlang tastet sich Silvia durch einen dunklen Gang, der in einen sauberen, hellen und grünen Innenhof führt. Auf den kleinen Bäumchen im Hof zwitschern Dutzende von Vögeln, sonst herrscht Ruhe. Ein Bursche im Rollstuhl küsst inbrünstig die Hand der blinden Silvia und brabbelt etwas, das nur sie versteht. Silvia lacht. Sie hat den Burschen aufgezogen, ihm die Windeln gewechselt, als sie selber noch ein Kind war. Oben in den Schlafsälen wälzen sich verkrüppelte Kreaturen, die von ihren Eltern irgendwo ausgesetzt wurden, auf ihren Betten. Wenn die Kinder ihre Anfälle bekommen, werden sie mit Stoffluchern an den Eisengestellen festgebunden, damit sie sich nicht verletzen können. Für geeignete Medikamente fehlt das Geld.

Silvia öffnet das Fenster zur Gamarra. Nachts plauderte sie hier oft mit den Gaunern und Drogensüchtigen, die unter dem Fenster schliefen. Vor allem an einen erinnert sie sich, er hiess Richard: «Ich fragte ihn einmal, warum er ein Räuber sei, und er antwortete mir, so ist das Leben.» Doch ihr hätten die Gauner nie etwas angetan – «sie waren ja meine Freunde». Das war ihr Fenster zur Welt, vier Jahre lang, bis ihre Mutter kam, um Silvia nach Hause zu holen. Heute wohnt sie auf der Höhe von Kilometer 22 der Avenida Túpac Amaru.

José Gabriel Túpac Amaru war einer von zahlreichen Rebellen, deren Namen die offizielle Historie Perus bis vor wenigen Jahrzehnten ignorierte. 1780 zettelte der Sprössling der Inka-Dynastie einen Aufstand der Indios an, der die spanische Kolonialherrschaft an den Rand des Kollapses brachte. Leider hörte Túpac Amaru nicht auf seine Frau Micaela Bastidas, die einen Teil des Rebellenheeres befehligte und zum schnellen Angriff auf Cuzco drängte. Als die Indios endlich in die entscheidende Schlacht zogen, hatten die spanischen Herrscher bereits reichlich Nachschub aus Lima und Buenos Aires organisiert. Vor den Toren Cuzcos kam es am 17. Mai 1781 zu einem verheerenden Blutbad. Túpac Amaru und Micaela Bastidas wurden auf offener Strasse gefoltert, geblendet und gevierteilt, ihre sterblichen Überreste in allen Himmelsrichtungen verscharrt. In den Anden erzählt man sich, die Leichen würden unter dem Boden zusammenwachsen und eines Tages auferstehen.

Heute besuchen der 55jährige Miguel Angel und die 19jährige Silvia zusammen mit 120 Kolleginnen und Kollegen aller Altersstufen die Blindenschule «Luis Braille» beim Kilometer 8,5 der Avenida Túpac Amaru. Die Schule wird von Ferreol Bonifacio Vivanco geleitet, dessen Biographie auch für zahlreiche seiner Schüler stehen könnte. Ferreol Bonifacio lebte bis zu seinem elften Lebensjahr in Jauja, einem Städtchen in den zentralen Hochanden. Beim Fussballspielen zog er sich eine Verletzung zu, die mangels medizinischer Betreuung zur totalen Erblindung führte. Weil es in der Provinz keine Blindenschulen auf Sekundarstufe gibt, zog er nach Lima, wo er im Internat «Micaela Bastidas» aufgenommen wurde. Mit zähem Willen arbeitete er sich hoch bis zum Direktor der Schule an der Avenida Túpac Amaru. Bonifacio machte das Institut zu einer Berufsschule, die sich zu einem schönen Teil selber finanziert. Denn er begriff, dass mit Lesen und Schreiben allein den Schülern wenig geholfen ist. Heute stellen die Blinden hier Matratzen und Stühle her. Andere werden zu Musikern ausgebildet. Das Beste, was die Schule zu bieten hat, sind freilich die Massage-Kurse. Vor allem für Shiatsu, das viel Fingerspitzengefühl verlangt, sind die Blinden gefragt. Die Schule betreibt ein eigenes Massagestudio, wo sich die gestressten Limeños für umgerechnet fünf Franken «neu tunen» lassen können, wie man das hier nennt. Der nächste Traum von Ferreol Bonifacio ist seit Jahren eine Druckmaschine für Blindenschrift, die für ein paar tausend Franken zu haben wäre.

Gemäss der Volkszählung von 1993 leben rund 60 000 Blinde in Peru. Fachleute schätzen, dass es in Wirklichkeit etwa 100 000 sind, weil ländliche Gebiete, wo die medizinische Versorgung besonders mangelhaft ist, schlecht erfasst seien.

Sara Casada war von Geburt an praktisch blind. Wenn man die Erbkrankheit im ersten Lebensjahr behandelt hätte, könnte Sara recht gut sehen. Doch daran war im weiten wilden Amazonasbecken, wo Sara vor siebenundvierzig Jahren zur Welt kam, gar nicht zu denken. Mit zweiundzwanzig heiratete sie einen sechzigjährigen pensionierten Polizisten, dem sie in fünf Jahren fünf Kinder gebar. Drei Töchter, etwa der arithmetischen Wahrscheinlichkeit entsprechend, kamen blind zur Welt. Die Kinder wurden nicht operiert, weil Sara das Geld fehlte. Die Töchter haben aber auch etwas Nützliches von ihrer Mutter geerbt: Sie können singen, und sie tun es oft und gern. Die drei singenden Schwestern wurden am Amazonas weitherum bekannt, so dass sie schliesslich eine Einladung für ein Fernsehprogramm in Lima erhielten. Ein Arzt und Direktor einer Klinik im Nobelviertel San Isidro erbarmte sich der drei Teenager und übernahm die Operation kostenlos und medienwirksam. Jetzt sind Nalda, Yurica und Giovanna zwar noch immer stark sehbehindert, aber wenigstens nicht mehr völlig blind. Die drei singenden Schwestern kehrten nach der Operation nicht in den Amazonas-Urwald zurück. Sie sind mittlerweile um die zwanzig Jahre alt und besuchen die Sekundarschule an der Avenida Túpac Amaru.

Ihre Eltern verkauften Hab und Gut, um zusammen mit den beiden sehenden Kindern den drei Töchtern nachzureisen. Da leben sie nun, eine siebenköpfige Familie, in einem Zimmerchen, das etwa drei mal vier Meter gross ist, am Rande der Millionenstadt. Die fünf Frauen schlafen in zwei Betten, mehr haben beim besten Willen nicht Platz in dem Zimmer. Die beiden Männer müssen draussen im Vorhof schlafen. Der mittlerweile achtzigjährige Vater verkauft Naturheilmittel, die Mutter betreibt einen Bauchladen und verkauft Bonbons und Zigaretten. Der Verdienst muss für alle reichen. Zum Glück gibt es Grundwasser im Viertel. Das ist in Lima ein gewaltiges Privileg.

Ohne künstliche Bewässerung wächst in Lima kein Grashalm. Die Stadt wird durch zwei kleine Flüsse aus den Anden mit 23 Kubikmetern Wasser pro Sekunde versorgt. Rund ein Viertel der Haushaltungen hat kein fliessendes Wasser. Ursprünglich war Lima die Stadt der weissen Kolonialherren und ihrer Nachkommen, doch seit Mitte dieses Jahrhunderts sind die Indios und Mestizen aus den Anden scharenweise zugewandert und haben die weis-

sen Viertel mit einem sogenannten Gürtel der Armut umzingelt. Ohnmächtiges Elend ist der relative Mangel jedoch nicht. Denn die Zuwanderer haben, ausserhalb jeglicher staatlicher Kontrolle, eine eigene, weitgehend autonome Wirtschaft aufgebaut, ohne die in Lima heute nichts mehr läuft.

1991, mit vier Jahren Verspätung, tauchte die Mutter von Silvia Vicencio endlich im «Haus des Friedens» auf, um ihre blinde Tochter abzuholen. Silvia war mittlerweile zwölf Jahre alt, und ihre Mutter versprach ihr, sie in die Sekundarschule für Blinde zu bringen. Daraus wurde freilich nichts, denn die Mutter hatte angeblich kein Geld für den Schulbus. Das blinde Mädchen musste den Haushalt besorgen und auf ihre kleinen Geschwister aufpassen, weil die Mutter auf dem Markt arbeitete. Dafür erfuhr Silvia mit den Jahren, dass nicht ihr vermeintlicher Vater ihr Erzeuger war, sondern ein Unbekannter, den ihre Mutter von Herzen hasste. Eine Grosstante erzählte Silvia überdies, sie sei gar nicht von Geburt an blind gewesen. Im Alter von vier Jahren sei sie von ihrer Mutter derart verprügelt worden, dass ihre Sehnerven irreparabel geschädigt wurden. Als Silvia ihre Mutter mit der Geschichte konfrontierte, wurde diese von Gewissensbissen geplagt und trat einer evangelischen Sekte bei. Und Silvia wurde 1997 im Alter von achtzehn Jahren endlich an der Sekundarschule «Luis Braille» immatrikuliert. Da fährt sie nun jeden Tag hin, sofern das Geld für den Schulbus reicht.

13,4 Prozent aller schwangeren Frauen sind noch keine 18 Jahre alt. Gemäss einem Bericht des anerkannten Guttmacher-Instituts entsprachen in Peru 1989 nur 40 Prozent der Schwangerschaften einem ausdrücklichen Wunsch der Mutter. Der Kampf gegen Pille und Abtreibung gehört in Peru nach wie vor zu den wichtigsten Postulaten der allgegenwärtigen katholischen Kirche. Klaustrale Abtreibungen sind gleichwohl an der Tagesordnung und enden nicht selten mit dem Tod der Mutter. Gegen den Widerstand der offiziellen Kirche unterstützt die Regierung seit zwei Jahren ein Programm, das unter dem Deckmantel der «Hygiene» auch mittellosen Frauen einen risikoarmen Schwangerschaftsabbruch ermöglicht.

Der Geruch von Tang, Schmieröl, Fisch und fremdländischen Zigaretten liegt in der Luft. Wir sind im Hafen von Callao angelangt. Miguel Angel atmet tief, ein Strahlen geht über sein Gesicht. Im Hafen ist er gross geworden, hier in Callao hat er die meisten seiner Kinder gezeugt. Fünfzehn an der Zahl, vier davon mit seiner Ehefrau. Die restlichen elf, von denen noch neun am Leben sein dürften, stammen von vier anderen Frauen. Einer seiner Söhne ist Kanadier, dessen Mutter eine waschechte «Gringa», die als Entwicklungshelferin mit Spezialgebiet Frauenfragen in Peru unterwegs war.

Miguelito weiss tausend Geschichten zu erzählen. Er hat schon alles mögliche gemacht in seinem Leben, war Polizist, Arbeiter, Fremdenführer, Handelsreisender, Fabrikant. Ein «Viajero» war er, ein Wandervogel, ein Hasardeur, der sich lieber auf der Pferderennbahn, in Bierhallen und in der Hahnenkämpfarena aufhielt als zu Hause. Seine Heirat war ein «fracaso», ein gescheiterter Zählungsversuch. Doch immerhin, Magali, seine älteste Tochter, hat studiert, und Miguelito möchte sie uns vorstellen. Hier, gleich um die Ecke, hinter der dritten Tür muss sie wohnen. Miguelito klopft ungeduldig mit seinem weissen Stock an die Haustür: «Magali!» – Ein alter Mann schaut aus dem Fenster: «Die Magali ist schon vor einem halben Jahr aus dem Callao weggezogen.»

1970 brachte eine Peruanerin durchschnittlich sechs lebende Kinder zur Welt. Heute sind es statistisch gesehen noch drei.

Tagsüber lernt Miguelito an der Blindenschule die Kunst der Shiatsu-Massage. Am Abend ist er mit seinem Bauchladen unterwegs, um seinen Lebensunterhalt zu verdienen. Mit seinem weissen Stock bahnt er sich den Weg über löchrige Strassen voller Fallen, durch die zähen Menschenmassen und den hektischen Verkehrsstrom. Wie ein Schwerarbeiter wühlt er sich durch die Eingeweide dieses stinkenden, fauchenden, brüllenden Molochs, der eigentlich eine gigantische Fehlplanung ist und aus irgendeinem Grund Lima heisst. In den verrufensten Vierteln bewegt sich Miguelito wie ein Fisch im Wasser, denn keinem Gauner würde es einfallen, einen Blinden auszurauben. Jeder Dieb weiss, dass ihm das Unglück bräuchte – und wenn auf etwas Verlass ist in dieser Stadt, so ist es der Aberglauben der Menschen.

«Señor de los Milagros», Herr der Wunder, heisst der Schutzpatron der Stadt. Im Oktober bricht der Verkehr im Zentrum regelmässig zusammen, weil der Patron dann aus seiner Kirche herausgeholt und einen Monat lang, Tausende von violett gekleideten Gläubigen im Gefolge, durch die Strassen Limas getragen wird.

In den Hahnenkämpfarenen blüht der blinde Miguelito regelrecht auf. Im Schweiss-, Urin- und Biergestank der Arena sind alle gleich, da interessiert es keinen, wer du bist und woher du kommst. Gebannt stehen sie um den Kreis und schreien sich die Seele aus dem Leib. In der Arena kommen alle Frustrationen, Hoffnungen und Nöte zusammen, die einem das Monster Lima täglich aufbürdet. Zwei Gockel kämpfen um ihr Leben, es gibt nur einen Sieger und einen Verlierer. Oft setzen die Besitzer ihr ganzes Vermögen auf ihren Hahn, der nach ein paar Minuten vielleicht tot im Sand liegt – oder gewinnt. Die Chance zu gewinnen steht immerhin fünfzig zu fünfzig. Und das ist in einem Land wie Peru, wo von Staates wegen die Niederlagen gefeiert werden, weil es keine Siege zu memorieren gibt, schon recht viel.